

Predigt über Hiob 14,1-6

**von Medienpfarrer Christoph Schweizer, gehalten am 11. November 2012
(Drittletzter des Kirchenjahres) in der Christuskirche Stuttgart**

Liebe Gemeinde,
der Predigttext für heute ist ganz schön sperrig. Nun ist es nicht Aufgabe eines Predigers, sich für den Text zu entschuldigen. Aber die Gemeinde behutsam darauf einstellen, das darf er schon. Und darum will ich Ihnen, bevor ich den Text vorlese, einige Gedanken von Männern und Frauen vortragen, die heute diesen Text ebenfalls zu predigen haben und die letzte Woche via Internet darüber diskutiert haben.

Der erste schrieb: „Der Predigttext aus Hiob 14 spricht von der Vergänglichkeit des Menschen. Aber wenn man den Text so alleine liest, ist er doch eigentlich recht hoffnungslos. Ja man kann ihn sogar recht gut bei nichtkirchlichen Trauerfeiern verwenden. Er führt richtig die Begrenztheit des menschlichen Lebens auf.“

Eine Kollegin empfiehlt, sich diesem trostlosen Text mit dem Trost der Sprache zu nähern, mit poetischer Schönheit gerade auch im Bittern.

Ein anderer wird grundsätzlich: „Hiob 14 sperrig? Natürlich. Aber unser Herr ist nicht immer der liebe Gott“!

„Das ist mir klar“, sagt der erste, „ich predige ja nicht nur vom lieben Gott. Aber es ist schon richtig staunenswert, dass man diesen lieben Gott wegen allem Leid so richtig runter machen kann und ihm das alles vor die Füße werfen kann, dass man ihm gegenüber der Verzweiflung freien Raum geben kann. Auch wenn es der Text mit seiner Botschaft selber nicht hergibt (das Hiobbuch im Ganzen ja) werde ich am Ende das Dennoch des Glaubens herauskristallisieren.“

Eine Pfarrerin schreibt: „Ich mag diesen Text, weil er erst mal keine Lösung anbietet.“

Jemand schreibt: „Am Beispiel von Hiob kann man auch sehen, das unser Glaube eben kein Zustand, sondern ein lebenslanger Prozess - mit allen Tiefen und Höhen ist.“

Und ein junger Kollege meint: „Wir dürfen und müssen auch mal einseitig predigen, ohne profilierten Texten ihre Spitze abzuberechen. Abgesehen davon glaube ich: Für viele Predigthörer ist es wahres Evangelium, wenn ein Text mal nicht vorschnell vom süßen Jesulein spricht. Oder?“

Ja, liebe Gemeinde, was ist das nun für eine Bibelstelle, die so viel Pro und Contra hervorruft?

Ich lese Hiob 14, 1-6:

*Der Mensch, vom Weibe geboren, lebt kurze Zeit und ist voll Unruhe,
geht auf wie eine Blume und fällt ab, flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.
Doch du tust deine Augen über einen solchen auf, dass du mich vor dir ins Gericht ziehst.
Kann wohl ein Reiner kommen von Unreinen? Auch nicht einer!
Sind seine Tage bestimmt, steht die Zahl seiner Monde bei dir und hast du ein Ziel gesetzt,
das er nicht überschreiten kann: so blicke doch weg von ihm, damit er Ruhe hat, bis sein
Tag kommt, auf den er sich wie ein Tagelöhner freut.*

Ganz schön bitter, liebe Gemeinde, so habe ich diesen Abschnitt für mich überschrieben. Das ist kein mutmachender, kein tröstlicher Text, wie wir es von Predigttexten erwarten. Wir werden hier Zeugen einer Depression. Alles grau, alles sinnlos, alles elend. Von Glaubenszeugnissen, wenigstens von einem Schimmer von Hoffnung lesen wir kein Wort. Allenfalls noch darin, dass er zu Gott redet: „du tust deine Augen auf“ – allenfalls in dieser Anrede könnte ein Funken Hoffnung stecken, ein kleiner Rest davon.

Doch was wir lesen, sind Argumente für die Sinnlosigkeit des Daseins: Der Mensch lebt auf wie eine Blume und verblüht. Nichts bleibt von ihm, aus und vorbei. Da steht die Frage im Raum: Wozu das alles? Und die Antwort wird unausgesprochen gleich mitgeliefert: Es gibt kein wozu. Es ist sinnlos.

„Du tust deine Augen über einen solchen auf“ – was in Psalmen und vielen Bibelstellen der Inbegriff der Zuwendung Gottes ist, seiner Fürsorge und damit des aufblühenden Lebens: dass Gott uns anschaut, dass er uns sein Angesicht leuchten lässt, wie es im Segenswort heißt – Das wird hier umgedeutet zur Zumutung: Gott schaut uns an, um uns zu richten. Und in diesem Gericht sind wir chancenlos.

Die Lösung des Hiob lautet deshalb: „Schau doch weg, Gott, Lass mich leben wie ein Tagelöhner, von einem Tag zum andern, mach ein Ende damit, dass ich mir einen Kopf darum machen muss, wie ich vor dir in der Schlussbilanz meines Lebens dastehe.“

Für Hiob ist Gott zu einer einzigen Zumutung geworden. Er wird nicht mehr angeklagt, er wird weit weggewünscht. Da ist einem sein Glaube, sein Lebensvertrauen abhanden gekommen.

Aber was ist eigentlich passiert? Ich will Ihnen die Geschichte, die im Buch Hiob erzählt wird, kurz in Erinnerung rufen. Das Buch berichtet von Hiob - einem Vorbild an Weisheit und Glauben. Weisheit und Glaube, die sich im Verlauf des Buches radikal verändern. Zu Beginn ist er ein frommer Mann. Am Ende ist er ein gereifter Man. Dazwischen liegt eine schwere Lebenskrise.

Die Lebenskrise besteht darin, dass dem frommen Mann zunächst all sein irdischer Besitz – und der war groß – verloren geht, durch feindliche Beutezüge und durch eine Naturkatastrophe; auch seine Söhne und Töchter kommen allesamt bei einem Unglück um. Ein Knecht nach dem anderen kommt geeilt, um Hiobsbotschaften zu überbringen. Dann geht es dem Hiob selbst an den Kragen. Er wird schwer krank und äußerlich entstellt, hat „böse Geschwüre von der Fußsohle bis an den Scheitel“. Letztendlich sitzt er da, eine Elendsgestalt, schabt seine Geschwüre mit einer Scherbe und sitzt in der Asche. Ein Elendsbild.

Doch eines hat er noch: Er hat Freunde. Mit denen lässt es sich zunächst auch ganz gut an. Freunde in der Not. Sie lassen sich auf ihn und seine Not ein, zunächst. Sieben Tage lang sitzen sie bei ihm, halten sein Elend mit ihm aus, und tun das, was gute Freundschaft manchmal ausmacht: Sie sagen nichts. Sie sind einfach nur da.

Doch nach sieben Tagen kippt die Situation, es ist ja auch nicht auszuhalten, Hiobs Klagen, und wie er ständig seine grässlichen Hautgeschwüre kratzt. Und sie fangen an zu reden – und diese Reden sind wohl die schwerste aller Prüfungen des Hiob.

Sie reden ihm gut zu. Sie bedrängen ihn. Er soll nur recht fromm glauben, er soll sich nicht anmaßen, Gott zu verklagen, er soll sich doch an die besseren Zeiten erinnern, und überhaupt: Irgendwann sei es auch gut mit der Klagerei.

Ich kann die Freunde verstehen. Es ist ja wirklich kaum auszuhalten mit diesem Schwerkranken, seinen Klagen ohne Unterlass und ohne Lichtblick.

Drei lange Gesprächsrunden lang führt uns das Buch Hiob endlose Auseinandersetzungen vor – man kann auch sagen: Palaver. Geschwafel. Der erste Freund sagt: „Ich würde mich zu Gott wenden, der große Dinge tut“ und vieles mehr sagt er.

Hiob fühlt sich von ihm vollkommen unverstanden und klagt wieder: „Gibt es keinen Rat mehr für mich? Meine Brüder sind trügerisch wie ein Bach, der versickert.“

Darauf der zweite: „Rede nicht so ungestüm. Meinst du wirklich, dass Gott unrecht richtet?“ Und Hiob: „Mit Gott kann ich es nicht aufnehmen. Aber ich bin unschuldig. Ich möchte nicht mehr leben.“

Der dritte Freund ist ungehalten: „Muss denn ein Schwätzer immer Recht haben?“

Auch Hiob verschärft den Ton. Bitter sagt er: „Ja, ihr seid die richtigen Leute, mit euch wird die Weisheit sterben!“

Dieses ganze Hin- und Her-Gerede der genervten Freunde geht in eine zweite und in eine dritte Runde. Zurechtweisung und Klage. Und alle reden endlos aneinander vorbei.

Ein vierter Freund sitzt dabei, der jüngste, Elihu. Er hat aus Respekt lange geschwiegen. Jetzt ergreift er das Wort und redet Hiob und den drei älteren Freunden ins Gewissen: Ihr Gerede sei töricht und pure Selbstgerechtigkeit. Gott, der Schöpfer der Welt, sei ihnen allesamt einige Nummern zu groß, sie ergründen seine Geheimnisse nie mit ihrer Rechthaberei.

Die Freunde sagen nichts. Sie sind platt. Stattdessen greift nun Gott selbst ein in dieses Gespräch, wie uns diese erstaunliche antike Weisheitsnovelle berichtet. Die Freunde mussten erst schweigen, bevor sie Gott vernehmen konnten.

Und Gott bestätigt und überbietet den jungen Elihu: „Wer will mich belehren? Wo warst du, als ich die Erde gründete? Sag's mir, wenn du so klug bist!“ Und er ruft den fünf Männern die Wunder seiner Schöpfung in Erinnerung, von den Sternen bis hin zu Löwen, Hirschkühen und den garstigen Meerungeheuern.

Das Ende vom Lied: Hiob räumt seinen Irrtum ein – „ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen, aber nun hat mein Auge dich gesehen“. Und Hiob fällt bei Gott in Gnade, erlebt noch viele Lenze, kommt wieder zu sagenhaftem Reichtum, prächtigen Söhnen und wunderschönen Töchtern. Das Buch endet mit den märchenhaften Worten: "Und Hiob starb alt und lebenssatt."

Eine antike Geschichte, reichlich überzeichnet, in vielem sehr fremd.

Wenn hier Gott redet und im Detail beschreibt, wie er mit den erschreckenden Seeungeheuern spielt, dann können wir ein leises Lächeln über diese archaischen Bildwelten nur schwer unterdrücken.

Ja, es ist eine uralte Geschichte, eine märchenhafte Novelle, in vielen Details uns heute sehr fremd. Und doch spricht sie Themen an, die auch nach über 2.000 Jahren mitten in unsere Welt hineinsprechen und sehr modern sind.

Ein Beispiel: die Frage nach dem Umgang mit Leid und Not. Lassen wir die Not der anderen an uns heran, oder halten wir sie uns vom Leib und geben uns der Illusion hin, dass alles prima und alles gesund und kräftig ist? Wir haben ein hervorragendes Sozialwesen, Gesundheitswesen, hochspezialisierte Einrichtungen. Aber gerade deshalb sind wir auch immer wieder in Gefahr, das Leidvolle an Fachdienste und Experten zu delegieren.

Es liegt wohl auch daran, dass Leid und Not sehr einsam machen können. Das Buch Hiob zeigt uns eindrücklich, dass es eine der größten Nöte ist, wenn sich die wichtigsten Menschen, Freunde und Verwandte, abwenden – oder wenn ihre Zuwendung keine echte Zuwendung ist. Weil sie die Not nicht mit aushalten können. Weil sie reden und reden und sich das Leid mit ihren schlimmlugen Ratschlägen vom Leib halten. Ratschläge, deren Hinterbotschaft eigentlich heißt: „Jetzt stell dich nicht so an, jetzt reiß dich zusammen...“

Viele von Hiobs Themen sind auch unsere Themen. Ein anderes Beispiel: Dass dem einst frommen Hiob sein lebenslang „antrainierter“ Glaube – ein Glaube „vom Hörensagen“, wie er am Ende sagen wird – dass ihm dieser antrainierte Glaube fremd geworden ist, dass er ihm nicht hilft in der Krise: Das kennen heute viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen. Eine Frau hat mir einmal gesagt: „Ich finde es schön, dass Sie das glauben können mit Jesus und dem lieben Gott. Ich kann das nicht, ich würde es gerne können.“

Hiob ist der Glaube durch persönliche schwere Krisen abhandengekommen.

Der Glaube, das Vertrauen, dass Gott es gut mit ihm meint.

Vielen Heutigen ist die Fähigkeit zum Glauben abhandengekommen – nicht nur wegen persönlichen Krisen. Auch nicht nur, weil sie nicht mehr in Glaubensrituale eingeführt wurden, Lieder und Geschichten nicht mehr kennen, die schon ihren Eltern nicht mehr vertraut waren. Nicht nur deshalb.

Sondern auch deshalb, weil die Welt ganz schön unübersichtlich geworden ist und es wirklich nicht leicht ist, hinter all dem Vielen, was uns begegnet, was uns zugemutet wird, einen guten Sinn, einen liebevollen Schöpfer zu glauben. Weil die alten Glaubenstraditionen scheinbar nicht mehr passen, nicht mehr einleuchten.

Hiobs Geschichte zeigt aber auch, dass Glaube kein Besitz, sondern ein Geschehen, eine Beziehung, ein lebenslanger Prozess ist. Und dass Glaube durch die Krise hindurch wachsen kann, als tiefes Vertrauen ins Leben. Ein Vertrauen, das weiß, dass das Leben keineswegs immer glatt läuft – und dass doch auch schwere Zeiten keine verlorenen Zeiten sein müssen.

Als ich selbst einmal recht lange schwer krank war, hat mir ein Krankenhauseelsorger sehr geholfen. Weil er mein Jammern unterbrach und mir sagte: Du musst Dich auf Deine

Krankheit einlassen. Du musst aufhören, ständig Pläne zu schmieden, was du alles tun willst, wenn Du endlich wieder gesund bist. Du bist jetzt hier, du bist krank, akzeptier das.

Und ich habe es angenommen. Nicht von heute auf morgen, aber seine Worte haben in mir nachgewirkt. Und ich habe nach und nach die ganzen Pläne und Ideen von der Zeit danach weggeräumt. Und ich habe die Erfahrung gemacht, dass ich frei wurde. Frei von meinen fixen Ideen. Frei, die Chancen zu entdecken, die in der Krise drinsteckten. Aber dazu musste ich erst mal in die Krise reingehen.

In Lebenskrisen stecken Chancen drin.

Aber Vorsicht: Es ist riskant, das zu sagen. So eine Aussage kann missbraucht werden, das zeigen die Zureden von Hiobs Freunden. Es ist vermessen, wenn wir einem Leidenden sagen: „Schau doch, da stecken Chancen drin.“ Das sind Einsichten, auf die muss man selber kommen. Man kann sie nicht verordnen.

Und doch machen viele diese gute Erfahrung. Auch Hiob. Er findet durch seine Lebens- und Glaubenskrisen hindurch zum Wesentlichen, zu einer neuen Lebenserkenntnis und einem neuen Gottvertrauen. Und er ist da nur deshalb hingekommen, weil er durch die Krise durchging, auch durch die Erfahrung von Gottferne und Sinnlosigkeit, wie sie aus unserem Predigttext spricht. Letztendlich kapiert Hiob, dass Gott immer da ist und immer da war in seiner Not. Nicht nur im Erfolg und im Sonnenschein ist Gott da, sondern auch und gerade da, wo wir ihn am wenigsten glauben können, wo wir nicht mit ihm rechnen.

Das ist einer der stärksten Glaubenssätze, der sich durch die ganze Bibel, durch die ganze jüdische und christliche Tradition durchzieht: Gott ist da. In der Freude. Und im Leid. Gott ist nicht nur da, wo alles glatt läuft. Es ist nicht so, wie uns die bunten Abziehbilder des Lebens und die Werbung vorgaukeln: dass nur sonnige und glückliche Menschen das richtige Leben haben. Nein: Leid, Not, Elend sind Teil unseres Lebens – und dürfen als dieser angenommen und ausgehalten werden, im Vertrauen, dass wir sie nicht allein aushalten müssen.

Andersrum gesagt: wir müssen nicht dauernd krampfhaft so tun, als lief alles glatt und als wären wir immer rundherum schön, erfolgreich, attraktiv... Das sind wir nämlich nicht.

Und das, liebe Gemeinde, das ist wirklich befreiend!

Wir dürfen wir sein, wir dürfen Mensch sein. Wir müssen nicht Übermenschliches leisten. Wir dürfen Mensch sein. Und uns in Freude und Leid, in Hoffnung und Verzweiflung, in Erfolg und in der Depression begleitet und getragen wissen von Gott, der immer schon da ist.

Ist unser Predigttext nun hoffnungslos? Ja, klar ist er das. Und gerade darin steckt seine Hoffnung. Auch jämmerliche, hoffnungslose Gestalten wie Hiob – und auch die Hiob-Seiten in uns selbst – haben ihren Platz in Gottes Welt. Hiob darf sein. Und wir dürfen wie Hiob sein.

Wir sind dann nicht dazu verdammt, in Sinnlosigkeit zu versinken, in Asche zu sitzen und uns mit einer Scherbe zu kratzen für immer. Das Elend des Hiob hat ein Ende.

Predigt über Hiob 14,1-6, Christuskirche Stuttgart, 11. November 2012.

Denn Lachen hat seine Zeit und Weinen hat seine Zeit,
Herzen hat seine Zeit und aufhören zu Herzen hat seine Zeit.
Aufbauen hat seine Zeit und abreißen hat seine Zeit –
so sagt es ein anderer weiser Text der Bibel.

Und jede Zeit ist Gottes Zeit,
und zu jeder Zeit sind wir in Gottes Hand.
Amen.

Lied 3: 627,1-4